



Wie hat Gott die Welt erschaffen?

Von Kurt Bangert

*„Die Schöpfung ist niemals vollendet.
Sie hat zwar einmal angefangen, aber sie wird niemals aufhören.“
(Immanuel Kant)*

Die Naturwissenschaft geht heute aufgrund vieler Fossilfunde in den verschiedenen Gesteinsschichten, die mit immer besseren Methoden datiert werden können, davon aus, dass sich das Leben über viele Millionen von Jahren durch Genmutationen und Umwelthanpassung von primitiven Lebensformen zu höheren Lebewesen entwickelt hat. Das Alter der Gesteinsschichten festzustellen ist nicht immer einfach, weil die Erde sich im Laufe der Zeit ständig bewegt hat, weil Schichten durch Erosion abgetragen wurden, dann durch den Prozess der Plattentektonik aus ihrer ursprünglichen horizontalen Lage in eine vertikale Lage und zuweilen in eine umgekehrte Lage umgeschichtet wurden oder weil ganze Schichten fehlen, die inzwischen wieder vom Erdmantel „eingeschmolzen“ wurden. Trotz solcher Schwierigkeiten scheint festzustehen, dass sich in den ältesten Gesteinsschichten nur einfaches Leben fossilisiert hat, dass hoch entwickelte Lebewesen in diesen Schichten nicht vorkommen und dass wir höheres Leben offenbar nur in den jüngeren Erdschichten finden. Die Wissenschaft hat aufgrund unzähliger Fossilfunde und der Kenntnis der Gesteinsentwicklung eine Skala der Erdzeitalter entworfen, in die hinein die verschiedenen Fossilfunde zeitlich eingepasst wurden. Je älter das Gestein, desto einfacher das Leben, je jünger das Gestein, desto mehr findet sich darin auch höher entwickeltes Leben. Daraus schlussfolgern die Forscher eine Weiter- und Höherentwicklung des Lebens bis hin zu den Säugetieren und dem Menschen. Ohne das Postulat der Evolutionstheorie würden diese Funde und Fossilien überhaupt keinen Sinn ergeben.

Nun gibt es aber immer noch Millionen von Menschen, die von dieser wissenschaftlichen Erforschung der Erde, der Fossilien und des darin dokumentierten Lebens nicht viel Kenntnis haben und die sich die Weltentstehung nur als einen einmaligen Schöpfungsakt vorstellen können. Ihnen leuchten die wissenschaftlichen Befunde, Theorien und Schlussfolgerungen nicht ein, und sie halten die Evolutionstheorie immer noch für eine unbewiesene, unhaltbare, spekulative „Theorie“, sie meinen, dass man die Befunde genauso gut auch im Sinne des so genannten „Kreationismus“ auslegen könne, also im Sinne einer „Schöpfungswissenschaft“. Sie verstehen nicht, dass „Schöpfung“ kein naturwissenschaftlicher Begriff, sondern ein theologisch-philosophischer bzw. existentiell-anthropologischer Terminus ist. Sie verstehen auch nicht den wissenschaftlichen Begriff „Theorie“, den sie mit Spekulation oder Hypothesenbildung verwechseln. Eine Theorie unterscheidet sich von der spekulativen Hypothese ja gerade dadurch, dass sie ein Erklärungsmodell darstellt, dessen Plausibilität sich nicht nur an den Befunden und an der empirischen Forschung erweisen muss, sondern auch die Möglichkeit der Falsifizierbarkeit beinhaltet. Die empirische Forschung hat die Evolution bislang nicht falsifizieren können, sondern in vielfältiger Weise gestützt. Was die so genannten Kreationisten allerdings bemängeln, ist, dass die Evolutionisten an ihrer Theorie festhalten, obwohl in ihrer Theorie der biologischen Entwicklung zahlreiche „Lücken“ gibt. Dabei übersehen sie allerdings den Umstand, dass die vielen Fossilienfunde nur ein winziger Ausschnitt aus dem riesigen Spektrum der Arten darstellt, weil das Zustandekommen von Fossilien bestimmter Voraussetzungen bedarf, die nur selten gegeben sind, weshalb ein Fossil eine im Grunde eine sehr seltene Erscheinung ist. Gleichwohl dürfte die Evolutionstheorie heute mindestens ebenso plausibel sein wie die



Relativitätstheorie Einsteins, die immer noch als „Theorie“ bezeichnet wird, obwohl ohne deren Berücksichtigung unsere Navigationssysteme und manch andere Dinge überhaupt nicht funktionieren würden.

Trotzdem möchte ich, um schöpfungsgläubige Kreationisten an dieser Stelle ernst zu nehmen, hier einmal von einem persönlichen Gott ausgehen, der sich ganz konkret vorgenommen hat, Leben auf Erden nach seinem Willen und Wissen zu erschaffen und der sich nun anschickt, diesen Schöpfungsakt zu vollziehen. Versuchen wir uns doch einmal vorzustellen, wie er dabei vorgegangen sein könnte.

Eine erste Vorstellung könnte sein, dass wir es mit einer Art erfindungsreichem Daniel Düsentrieb zu tun hätten, der in seiner Allwissenheit alles zusammensetzen könnte, was er sich vornimmt. Dieses Bild hätte in der Bibel sogar seine Basis: „Da machte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase... Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden... Und Gott der Herr machte aus Erde alle die Tiere auf dem Felde und alle die Vögel unter dem Himmel und brachte sie zu dem Menschen.“ (Gen 2, 7.15.19) Gott wird hier in recht vermenschlichter Weise als ein agierendes, erfindungsreiches, schaffendes Wesen gezeichnet. Wer dieses Bild wörtlich nimmt, dessen Gottesbild ist wahrhaft schlicht und korrekturbedürftig.

Eine weitere Möglichkeit wäre es, dass Gott zwar kein herumwanderndes Wesen wäre, sondern körperlos in einer Lichtwolke schwebte und, wie in der Bibel beschrieben, in einem Schöpfungsakt von nur wenigen Tagen die Sonne, den Mond und die Sterne, die Erde und das Meer erschuf, dazu alle Arten des pflanzlichen und tierischen Lebens, einschließlich des Menschen, ganz nach dem biblischen Motto: „Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da.“ (Ps. 33,9). Man könnte sich bildhaft vorstellen, wie nach dem „Sprechen“ Gottes die notwendigen Atome, Elemente und Mineralien sich in Windeseile selbst zusammenfügten, um die komplexesten Gebilde, Organe, Pflanzen- und Tierarten zu bilden, denen Gott dann nur noch seinen Lebensodem einhauchen musste, um sie zum Leben und Bewegen zu erwecken. Innerhalb weniger Augenblicke hätten sich diese Lebewesen also aus den auf der Erde verfügbaren Materialien von selbst zusammengesetzt, wie von Geisterhand an ihren richtigen Platz eingefügt, um ein in jeder Hinsicht perfekt funktionierendes System zu ergeben, dessen Blut nur noch in Bewegung gebracht werden musste, damit auch das Herz schlagen und die Nervenfunktionen ihren Dienst aufnehmen konnten. Obwohl Gott sozusagen das „Hirn“ hinter dieser Schöpfung wäre, müsste es einem (gedachten) Beobachter dieses Schöpfungsaktes so vorgekommen sein, als würden sich alle notwendigen Ingredienzien in einer Art Selbstorganisation zusammenfügen, um innerhalb eines kurzen Zeitraums die neuen Lebewesen zu ergeben.

Auch bei einem solchen Akt hätte Gott eine für uns kaum vorstellbare, ungeheure mentale und technische Leistung der augenblicklichen Umsetzung eines (vielleicht seit langem vorbereiteten) Plans vollbringen müssen, bei dem nicht nur alle Organe innerhalb eines Lebewesens hätten völlig aufeinander abgestimmt werden müssen, sondern bei denen die Lebensräume jedes Lebewesens mit den Lebensräumen anderer Lebewesen hätten koordiniert werden müssen, damit die gesamte Ökologie sich ausnahmslos in einem harmonischen Gleichgewicht befunden hätte, um nicht aus den Fugen zu geraten. Gott hätte genauestens planen müssen, welche Lebewesen sich von welchen Pflanzen oder von welchen Tieren ernähren müssten, damit ein ökologischer Kreislauf entstünde und möglichst viele am Leben blieben. Ein solcher Schöpfungsakt würde nicht nur ein göttliches Superhirn, sondern auch eine Art Zauberkraft voraussetzen, um ein solches Wunder der augenblicklichen Selbstorganisation für eine paradiesische Welt tatsächlich hervorbringen zu können.

Nehmen wir einmal an, dass es so war. Wäre ihm das Vorhaben gelungen? Eine Schwierigkeit dabei wäre, dass es offensichtlich schon immer Tiere gegeben hat, die sich gegenseitig aufgefressen haben. Das scheint nicht sonderlich paradiesisch gewesen zu sein. Wäre das als Betriebsunfall anzusehen? Ein weiteres Problem wäre die Tatsache, dass viele Tierarten, mehr als die heute lebenden Arten, inzwischen ausgestorben sind. Hat dann doch vieles nicht so recht ineinander gepasst? War es dann mit der paradiesischen Vollkommenheit nicht so weit her? Offenbar sind viele Tierarten ja



deshalb ausgestorben, entweder weil sie von anderen aufgefressen wurden oder weil sie nicht angepasst genug waren und sich im weiteren Kampf ums Dasein nicht haben durchsetzen können.

Die eigentliche Erkenntnis hier ist jedoch diese: Ein solcher Schöpfungsakt, wie vollkommen oder unvollkommen er gewesen sein mag, hätte so etwas wie eine Selbstorganisation der Natur erfordert – zumindest aus Sicht eines fiktiven Beobachters.

Als eine dritte Möglichkeit des Schöpfungsgeschehens könnte man postulieren, dass der Schöpfergott, dem ja zuvor alle Zeit der Welt zur Verfügung gestanden hätte, den Dingen einfach ihren freien Lauf ließ und statt eines einmaligen, kurzfristigen, augenblicklichen Schöpfungsaktes vielmehr einen längeren Prozess der Selbstorganisation in Gang setzte, bei dem sich gegen alle widrigen Umstände des unwirtlichen Chaos das Leben irgendwie durchsetzte, dabei seine Nischen und Lebensräume suchte und fand und sich durch molekulare Veränderungen und genetische Mutationen in einer jeweils angepassten Weise entwickelte, stets bemüht, sich trotz drohender Gefahren zu vermehren, sich noch besser an die Umgebung anzupassen, eine noch effizientere Nahrungsaufnahme und Gefahrenerkennung zu erreichen, um möglichst lange überleben zu können. Dass dies nicht allen Arten gelang, zeigt – wie schon gesagt – die lange Liste bereits ausgestorbener Tier- und Pflanzenarten. Diese Art des langsamen Schöpfungsprozesses wäre keineswegs geradlinig verlaufen, sondern mit unendlichen Verzweigungen und zahlreichen Sackgassen versehen worden, wobei Darwins „*survival of the fittest*“, also der Kampf ums Dasein durch bestmögliche Anpassung und Fortentwicklung, den Prozess maßgeblich kennzeichnete.

Es handelte sich also bei dieser dritten Version um einen langen Schöpfungsakt durch Evolution und Anpassung. So gibt es denn auch zahlreiche theistische Naturwissenschaftler und Theologen, die die Evolution als Schöpfung begreifen, allerdings gibt es auch atheistische Forscher, die meinen, für diese Evolution keinen Schöpfer postulieren zu müssen.

Die kreationistischen Kritiker dieser von Darwin postulierten und unter heutigen Naturwissenschaftlern weithin akzeptierten evolutiven Werdung der Welt und der biologischen Evolution führen als Gegenargument ins Feld, dass diese Art der Selbstorganisation des komplexen Lebens nicht nur höchst unwahrscheinlich, sondern ohne einen denkenden und planenden Schöpfergott gar nicht möglich sei. Aber wenn wir einen Schöpfergott als Initiator und Kreator annehmen, macht ja keinen grundsätzlichen Unterschied, ob er diesen von ihm initiierten Prozess der Selbstorganisation im Sekundentakt oder über einen Zeitraum von Millionen von Jahren ablaufen ließ. In beiden Fällen haben wir es – auch beim Postulat eines Schöpfergottes – mit einer Art Selbstorganisation zu tun.

Dennoch wird es Kreationisten geben, die diese Selbstorganisation nicht akzeptieren, weil sie glauben, dass das, was wir hier als Selbstorganisation bezeichnet haben, ja doch irgendwie von einem Gott verursacht wurde. Aber selbst wenn wir einen Schöpfergott als Verursacher postulieren, weil wir glauben, dass nichts ohne ihn entstehen kann und dass eine Weltentstehung ohne Gott schlichtweg so unwahrscheinlich ist, dass sie als unmöglich zu betrachten ist, so verlagern wir ja nur das Problem der Selbstorganisation beziehungsweise der Selbstverursachung. Dann haben wir es nämlich mit der Schwierigkeit zu tun, dass sich dieser Gott ja auch selbst irgendwann einmal ins Dasein gerufen haben muss, sich also selbst verursacht, selbst organisiert haben muss. Irgendwie muss dieser Gott ja auch aus sich selbst heraus entstanden sein, wenn er nicht von einem uns gänzlich unbekanntem „Übergott“ erschaffen wurde. Wir verlagern also das Phänomen der Selbstorganisation nur einen Schritt zurück in die „erste Ursache“, wobei wir diese erste Ursache als verursachungslos betrachten würden. Dieses Problem lösen wir auch nicht dadurch, dass wir die ewige Existenz Gottes annehmen, denn auch die ewige Existenz Gottes ist keineswegs eine Erklärung seiner Existenz, sondern der Verzicht auf eine solche. Es läuft also immer darauf hinaus, dass wir nicht um irgend eine Art der Selbstverursachung oder Selbstentstehung herumkommen. In jedem Fall muss es das Phänomen der Selbstorganisation geben.

Ich möchte darauf hinweisen, dass auch die biblische Schöpfungsgeschichte von dieser Selbstorganisation zu berichten weiß. Als Gott nämlich seine Schöpfung beschloss, sagte er: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringe, und fruchtbare Bäume auf Erden, die ein jeder nach seiner Art Früchte tragen, in denen ihr Same ist. Und es geschah so. Und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringt, ein jedes nach seiner Art, und Bäume, die da Früchte tragen.“



(Gen. 1, 11-12) Und noch einmal später am sechsten Tag: „Die Erde bringe hervor lebendiges Getier, ein jedes nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Tiere des Feldes, ein jedes nach seiner Art. Und es schah so. Und Gott machte die Tiere des Feldes, ein jedes nach seiner Art.“ (Gen. 1, 24-25) An diesen Formulierungen sehen wir, dass es nach dem hebräischen Verständnis keinen Widerspruch darstellt zwischen dem, was die Erde hervorbrachte, und dem, was Gott erschuf. Es handelt sich um ein und dasselbe. Wenn Gott seine Schöpfung ins Dasein ruft, dann bedeutet dies, dass die Erde Gras und Kräuter, Bäume, Vieh, Gewürm und Tiere hervorbringt. Was wie eine Selbstorganisation aussieht und eine Selbstorganisation ist, ist gleichzusetzen mit dem Schöpfungsakt Gottes.

Wenn ich nun zu entscheiden habe, ob ich die kürzeren Varianten der Selbstorganisation, also den augenblicklichen Schöpfungsakt, oder die längere Variante der Selbstorganisation, also den Evolutionsprozess, bevorzugen soll, so macht es aus meiner Sicht am ehesten Sinn, von einem langen, Milliarden von Jahren dauernden Weltentstehungsprozess zu reden, den wir naturwissenschaftlich zumindest in Umrissen nachzeichnen können und den wir theologisch dennoch als Schöpfung bezeichnen dürfen. Das Charmante am langen Schöpfungsgeschehen ist, dass diese Vorstellung sehr gut mit den naturwissenschaftlichen Befunden in Einklang zu bringen ist, während man beim einmaligen, kurzfristigen Schöpfungsakt von sechs Tagen die Augen vor den astronomischen, geologischen, biologischen, paläontologischen und sogar den theologischen Wissenschaften verschließen müsste, um eine schlecht begründete Ideologie mühsam aufrecht erhalten zu können. Mir scheint, dass der so genannte Kreationismus den Glauben an Gott nicht befördert, sondern vielmehr untergräbt, weil er es den Menschen unglaublich schwer macht, den Glauben an den Schöpfergott und die moderne Naturwissenschaft unter einen Hut zu bringen.

Ich meine, wer die Entstehung der Welt und des Lebens nicht ohne einen persönlichen, denkenden, planenden und kreativ wirkenden Schöpfergott denken kann, der möge diesem Gott doch wenigstens selbst überlassen, wie er denn die Welt entstehen ließ, ohne dass wir ihm vorzuschreiben, wie er es denn nach unserer menschlichen Auffassung oder nach einer biblizistischen Bibelauslegung hätte tun müssen. Wenn wir es Gott aber selbst überlassen, wie er die Welt und das Leben entstehen ließ, so können uns die naturwissenschaftlichen Befunde sehr viel Interessantes über diese Entstehungsgeschichte beziehungsweise diese Schöpfungsgeschichte erzählen.

Naturwerdung oder Schöpfung?

*„Du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen; du ließest mich geborgen sein an der Brust meiner Mutter.
Auf dich bin ich geworfen von Mutterleib an, du bist mein Gott von meiner Mutter Schoß an.“
(Psalm 22, 10-11)*

Ich muss an dieser Stelle innehalten und einräumen, dass ich mich bei der bisher geführten Diskussion um Gott als Schöpfer eigentlich auf ein theologisch unzulässiges Terrain begeben habe. Denn worüber sich Evolutionisten und Kreationisten streiten, nämlich das genaue Zustandekommen von Welt und Leben, hat, bei genauerer Betrachtung, sehr viel mit Natur und Naturwerdung zu tun, aber doch viel zu wenig mit der Schöpfung und dem Schöpfungsgeschehen. Es erschien mir nämlich als ein Fehler, wollten wir Schöpfung als historisches Naturereignis begreifen, das zur Gegenwart und zu mir keinerlei Bezug hätte. Es ist die Aufgabe der Naturwissenschaften, die Natur, ihre Entstehung und Funktionsweisen, zu verstehen und nachzubilden und dies durchaus auch als eine Abfolge von Ursachen und Wirkungen zu begreifen. Aber es ist das Vorrecht eines jeden Menschen, sich als Gottes Geschöpf zu begreifen. Diese Erkenntnis kommt nicht auf dem Weg der Naturwissenschaften zu uns, sondern nur auf dem Weg der theologischen Einsicht. Sich als Geschöpf zu verstehen ist keine naturwissenschaftliche Aussage, sondern eine theologische.

„Und nun spricht der Herr, der *dich* geschaffen hat, Jakob, und *dich* gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!...weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe... So fürchte dich nun nicht, denn ich bin bei dir.“ (Jes. 43,1,4.5)



Diese Worte Jesajas, an die Adresse Israels gerichtet, enthalten die eigentliche Quintessenz des Schöpfungsgedankens: Gott hat *mich* geschaffen, *mich* gemacht, *mich* erlöst, *mich* bei meinem Namen gerufen, *mich* wert geachtet und *mich* geliebt, weshalb *ich* mich nicht fürchten muss, denn er ist bei *mir*.

So wundert denn auch das Bekenntnis des Psalmisten nicht, der singt: „Du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin.“ (Ps. 139, 13.14)

Der Autor versteht sich selbst als Geschöpf Gottes, obwohl er doch auf natürlichem Wege dem Mutterleib entstammt. Das bedeutet: Schöpfung ist keine naturwissenschaftliche Entstehungstheorie – das ist der Irrtum des Kreationismus –, sondern Schöpfung ist ein existentielles Beziehungsbewusstsein. Ich als Individuum kann mich als Geschöpf begreifen, obwohl ich genau weiß, dass ich nicht zuletzt aufgrund biologischer Vorgänge entstanden bin – dank der Befruchtung einer Eizelle durch eine Samenzelle und dank einer embryonalen Entwicklung bis hin zur Geburt und dank eines biologischen Wachstumsprozesses über meine Geburt hinaus. Dieses Schöpfungsbewusstsein negiert nicht die evolutionären Prozesse des Lebens, misst aber dem Beziehungsgeflecht die ganz entscheidende Bedeutung bei. Es wäre so, als wollte man Vaterschaft, Mutterschaft und Kindschaft ausschließlich auf die biologische Verwandtschaft beschränken und solche Dinge wie Beziehungsverhältnis, Liebesverhältnis, Mutterschafts- und Kindschaftsbewusstsein, Verantwortung und Geborgenheit vernachlässigen. Bei der Schöpfung geht es also nicht darum, dass Gott die Erde und alles, was darauf ist, einschließlich des Urvaters Adam und der Urmutter Eva, erschaffen hat, sondern darum, dass ich mich selbst als Geschöpf Gottes, oder besser: als Kind Gottes begreife. Die Sprache von der Schöpfung ist also keine biologische Theorie der Weltwerdung, sondern eine Theologie der Gegenwärtigkeit Gottes, das subjektive Bewusstsein unserer einmaligen, göttlichen Herkunft, die persönliche Gewissheit von dem Getragensein durch Gott und von der Geborgenheit in der göttlichen Schöpferkraft.

„Während die Natur und der unseren Planeten umgebende Weltraum wissenschaftlich-kognitiver Analyse unterzogen und somit zu Gegenständen objektivierender Forschung gemacht werden können, wahrt die Kategorie der Schöpfung die unverlierbare Subjektivität aller Dinge, ihren untülbaren Eigenwert, ihren primordialen Rang“, sagt Geiko Müller-Fahrenholz.¹

Prägnanter kann man es kaum sagen. Denn es ist doch so: Als natürliches Wesen könnte ich mich als unbedeutende Episode im nahezu unaufhörlichen Prozess der Weltwerdung begreifen; als Geschöpf hingegen erkenne ich mich als einzigartiger, einmaliger und geliebter Sohn (oder als geliebte Tochter) eines himmlischen Vaters, als gewolltes und beglücktes Geschöpf Gottes. Als Naturwesen bin ich ein hoch entwickeltes Säugetier. Als Geschöpf bin ich das Ebenbild Gottes. Meine geschöpfliche Einmaligkeit enthebt mich meiner bedauernswerten objektiven Irrelevanz und schreibt mir eine unauslöschliche, subjektive Würde zu.

Schöpfung als Schwangerschaft

„Die Welt wird jedes Mal neu erschaffen, wenn ein Kind geboren wird.“

(Jostein Gaarder)

Man kann in Bezug auf das Verhältnis zwischen Gott als dem Schöpfer und der Welt als seiner Schöpfung noch einmal die Frage aufwerfen, ob der Schöpfer außerhalb seiner Schöpfung zu finden sei (Transzendenz) oder ob er in der Schöpfung sei (Immanenz), vielleicht sogar identisch mit ihr sei (Pantheismus), oder ob wir die Schöpfung als ein Teil Gottes denken sollten (Panentheismus). Ich habe oben bereits vorgeschlagen, dass wir den Schöpfer im Sinne einer „immanenten Transzendenz“ oder einer „transzendenten Immanenz“ denken: Gott ist zwar in der Schöpfung, aber er erschöpft sich

¹ Müller-Fahrenholz, S. 23.



nicht in ihr, sondern transzendiert sie durch seine stets über sie hinaus gehende Wirklichkeit seiner unendlichen Möglichkeiten.

Aber viel besser als diese abstrakte Rede von Immanenz und Transzendenz gefällt mir das Bild, das Geiko Müller-Fahrenholz als Lösung für diese Frage des Verhältnisses von Schöpfer und Schöpfung angeboten hat, wenn er vorschlägt, den Schöpfer als schwangere Mutter zu begreifen, die in sich selbst den Raum für ein neues Geschöpf bereitet, das nicht mit ihr identisch ist, aber gleichwohl von ihr lebt und von ihr ausgetragen wird.

„Unsere menschliche Erfahrung kennt nichts, das intimer, liebevoller, kreatürlicher und kreativer wäre als dieser Vorgang des Empfangens, Austragens und Zur-Welt-Bringens.“ Inniger könne keine Beziehung gedacht werden, meint Müller-Fahrenholz, als die einer Mutter zu ihrem Ungeborenen, obwohl sie doch weiß, dass dieses Kind ein anderes ist, ein Eigenes sein, ein Fremdes werden wird.

Wenn Gott als „Schöpferin“ mit seiner oder dann besser, mit „ihrer“ Schöpfung und uns Geschöpfen schwanger geht, diese Geschöpfe in sich und aus sich hervorbringt, um sie als etwas Neues, Eigenständiges „zur Welt“ zu bringen, so bleibt diese göttliche Schöpferin mit uns Geschöpfen auf ewig in einer unaufgebbaren Mutter-Kind-Beziehung verbunden. Schöpfung beinhaltet die unerschütterliche Zugehörigkeit, Verwandtschaft, Kindschaft. Unsere Geschöpflichkeit verleiht uns eine unverbrüchliche Würde und schenkt uns darüber hinaus auch Nestwärme, Aufgehobensein, Liebe, „*belonging*“ und emotionale Sicherheit. Geschöpflichkeit impliziert Geborgenheit und Zugehörigkeit, Verbundenheit, Unzertrennlichkeit. Gott ist und bleibt der Schöpfer oder die Schöpferin.

Dieses wie ich finde wunderschöne Bild von der Schöpfung als Schwangerschaft gewinnt große Bedeutung für das Selbstverständnis des Menschen, der sich ja nicht nur als Teil der Schöpfung begreift, sondern selbst die Erfahrung von Schwangerschaft und Geburt durchlebt hat. Diese Erfahrung ist konstitutiv für seine Existenz, sie ist lebensbestimmend. Was heißt das?

Der werdende Mensch lebt und webt im Schutzraum seines Mutterleibes, in dem er ultimative Geborgenheit empfindet, ein wahres Zuhause. Hier, in diesem abgeschirmten Universum, darf der werdende Mensch einfach nur *sein* – ohne Ansprüche und Anfragen, ohne zurückzublicken oder nach vorne zu schauen, ohne Furcht oder Reue. Der Fötus lebt ganz im Hier und Jetzt. Er darf sich seiner selbst und seiner mütterlichen Geborgenheit erfreuen, ohne darüber nachzudenken, ob dies je anders wird.

Doch dann kommt urplötzlich das traumatische Erlebnis der Geburt, ein Ereignis von zweideutiger, zweifelhafter Eigentümlichkeit. Der Mensch wird in diese Welt hineinbeziehungsweise hinausgeworfen, um sich in ihr zu behaupten, um den Überlebenskampf zu beginnen und zu bestehen. Das ist eine große Herausforderung, bei der ihm freilich noch einige Jahre die Unterstützung des Elternhauses beiseite steht.

In die Welt gestellt zu sein ist aber nicht nur eine Herausforderung für Leib und Leben, sondern bedeutet auch, sich auf eine spannende Entdeckungsreise durch eine Welt zu begeben, von der der Mensch, solange er noch in seinem Mutterleib war, keine Ahnung hatte. Der Mensch wird zum Entdecker, Erkunder, ja vielleicht sogar selbst zum Erfinder, Künstler und Kreator.

Bei aller Neugierde und Wissbegier erhält sich der Mensch jedoch die Sehnsucht nach seiner ehemaligen Geborgenheit. Die phantastische Chance, in der Welt zu sein und die Welt zu erkunden, lässt den Menschen zu keiner Zeit die Sehnsucht nach der verloren gegangenen Geborgenheit verlieren. So wird der Mensch nicht nur zum Entdecker, sondern auch zum ewig Suchenden. Der erwachsene Mann sucht sich seine Frau in der Hoffnung, die verloren gegangene Nestwärme wiederzugewinnen. Und auch die Frau sehnt sich nach Aufgehobensein und Herzenswärme, nach Liebe und Geborgenheit. Doch bleiben irdische und menschliche Geborgenheit oftmals Stückwerk, wir jeder von uns weiß. Doch bei aller menschlichen Enttäuschung dürfen sich Gottes Geschöpfe auf ewig in Gott aufgehoben wissen, bei ihm Trost suchen, bei ihm und in ihm ihre Erfüllung finden oder doch wenigstens ihm ihre Sehnsucht anvertrauen.

In meiner Wohnung hängt ein Gemälde, das eine junge Mutter zeigt, die ihr Baby säugt, dem man bereits ansieht, dass es ein Junge sein dürfte. Mutter und Baby befinden sich innerhalb einer Art eiförmigen Blase, in einem mikrokosmischen Ei sozusagen, das für die Geborgenheit des Mutterleibes

KunstBilder

steht. Um das Ei herum zeigt sich der dunkle Sternenhimmel, der die unendliche Weite des Universums andeutet. Das Baby, das an der Mutterbrust einen Ersatz für die Gebärmutter findet, steht erst ganz am Anfang seiner großen Entdeckungsreise in die Welt hinein, die „Leben“ heißt. Zu keiner Zeit auf seiner zukünftigen Wanderung durchs Leben wird dieses wachsende Baby die Sehnsucht nach der mütterlichen Liebe und nach der ultimativen Geborgenheit verlieren.



Zu diesem Bild habe ich einmal ein etwas sentimentales Sonnett geschrieben:



Quintessenz

Wenn, in des Weltalls unendlichem Raum,
vom Schoße der Mutter sich anschickt das Kind
zu schauen das Licht dieser Welt hier geschwind,
erfüllt sich der schönste und herrlichste Traum.

Das Menschlein, entwöhnet dem Busen noch kaum,
bald lernet, was alles auf Erden sich find't,
und auch, wo die Sterne und Milchstraßen sind,
bis winzig und nichtig es fühlt sich im Raum.

Was schützt im Angesicht solcherlei Not?
Die Liebe der Mutter, darin alle weben,
bewahret den Menschen vor Unheil und Tod.

Und soll sich je finden ein Sinn für das Leben,
der wichtiger sei als Arbeit und Brot,
so ist es die Liebe, erlebt und gegeben.

Schöpfung ist also, um dies noch einmal zu betonen, weniger eine Theorie der Weltentstehung, sondern vielmehr das Bekenntnis und Bewusstsein meiner eigenen Würde und meiner eigenen ultimativen Geborgenheit als ein von Gott geschaffenes und geliebtes einmaliges und unverwechselbares Wesen.

Schöpfung als Selbsterschließung Gottes

*„Gott schläft im Stein, erwacht in der Pflanze, geht im Tier und aufersteht im Menschen.“
(Indisches Sprichwort)*

Insofern Gott nicht nur die verschiedenen Wirklichkeiten (dieser Welt) umgreift, sondern auch die Gesamtheit der Möglichkeiten ist, kann er im Prinzip als *vor* der Welt und *vor* der Schöpfung gedacht werden. Insofern war die Welt bzw. die Schöpfung als Möglichkeit in ihm schon immer latent angelegt.

Andererseits: Insofern Gott nicht nur die Gesamtheit der Möglichkeiten darstellt, sondern auch die Gesamtheit der (verwirklichten) Wirklichkeiten, war Gott anfangs noch nicht da und musste sich selbst erst erschaffen oder besser: erschließen. Insofern war Gott vor der Erschaffung der Welt auch seine eigene Möglichkeit. Indem er die Welt erschuf, rief er sich gewissermaßen auch selbst ins Leben. Insofern ist die Schöpfung auch die Selbsterschließung Gottes, und anders als schaffend und schöpferisch kann Gott eigentlich gar nicht gedacht, nicht erkannt, nicht wahrgenommen werden. Gott ist deshalb nur insofern Gott, als er auch Schöpfer ist. Ein Gott, der nicht Schöpfer ist und nicht wirksam ist, ist kein Gott und wäre bedeutungslos, weil wirkungslos. Gott muss, um wirklich und wirksam Gott zu sein, sich als Welt und in der Welt selbst erschließen.

Diese Selbsterschließung Gottes in und durch seine Schöpfung deutet sich in archaischer Symbolkraft erstmals in dem biblischen Bild vom Geist Gottes an, seiner „Ruach“, die laut Genesis 1 über den Wassern des Chaos schwebt, bevor Gott sich tatsächlich zu erschließen beginnt und die Welt entstehen lässt. Diese Selbstkonstituierung Gottes zeigt sich auch in seinem Odem oder Atem, mit Hilfe dessen er dem Menschen die Seele einhaucht („und blies ihm den Odem des Lebens in seine



Nase“, Gen. 2,7). Dieser Hauch Gottes belebt Welt und Mensch, macht sie gewissermaßen erst zu dem, was sie sind.

Gott erschließt sich in seiner Schöpfung und in seinen Geschöpfen als er selbst, erschöpft sich aber nicht in ihnen, sondern setzt sich vielmehr in Beziehung zu ihnen. Gott ist in und jenseits seiner Schöpfung. Durch seine Belebung von Welt und Mensch, durch die Einhauchung Gottes, tritt Gott in Beziehung zu allem, was ist. Und nur durch diese Beziehungssetzung wird er zum göttlichen Gegenüber, wird er zu Gott.

Gott kann also gedacht werden einerseits als die der Welt und Wirklichkeit vorausgehenden Möglichkeit und andererseits als die Verwirklichung dieser Möglichkeit, nämlich als die Realisierung der Welt und die Erschließung seiner selbst. Dabei verwirklicht sich Gott nie vollständig, weil er stets jenseits der Wirklichkeit bleibt und weil er, selbst wenn die Welt verginge und alle Wirklichkeit zu Ende käme, noch als letzte Möglichkeit weiterbestünde. Gott ist also vor, in, jenseits und nach der Schöpfung.

Gottes Sein ist im Werden

Wenn Gott sich durch die Schöpfung selbst erschließt und wenn er durch die Erschaffung von Welt und Leben, Tier und Mensch erst jene Beziehungen schafft, die ihn zum eigentlichen Gott machen, zum Schöpfer, zum Erhalter, zum Gegenüber, so kann man sagen, dass Gott nicht einfach ist, wie er ist, sondern dass er *wird*.

Gott bedarf des Universums, der Welt, der Schöpfung, des Lebens und vor allem des anbetenden Menschen, um als Gott erkannt, wahrgenommen und geglaubt zu werden. Denn wer wäre Gott, wenn er kein Gegenüber hätte, kein Lebewesen, das ihm seine Existenz verdankt und in ihm den Schöpfer erkennt.

Aber Gott ist Gott nicht nur durch die Erschaffung der Welt, sondern auch durch den Verlauf der Geschichte. Schöpfung ist nicht nur ein einmaliger anfänglicher Akt der Weltentstehung, sondern Schöpfung ist ein fortlaufender Prozess, der bis in die Gegenwart hineinreicht. Auch wir heute lebenden Menschen dürfen uns durch Gott erschaffene und in ihm geborgene Geschöpfe verstehen. Auch wir selbst sind Teil der Selbsterschließung, der Werdung Gottes. Er entfaltet sich in uns und auch in unserer Geschichte, ja in unserer Biographie.

Als Moses einen Ägypter, der einen seiner jüdischen Brüder geschlagen hatte, tötet, flieht er in die Wüste, um sich vor seinen Verfolgern zu verstecken. Jahre später wird er am Berg Gottes von Gott dazu berufen, das Volk Israel aus der Knechtschaft und ins gelobte Land zu führen. Gott offenbart sich ihm in einer feurigen Flamme an einem Dornbusch, der zwar brennt, sich aber nicht verzehrt (Ex. 3). Moses zweifelt an dieser göttlichen Berufung und auch daran, ob der, der mit ihm dort aus dem brennenden Busch redet, wirklich der Gott Israels sei. Als Zeichen dafür, dass *Er* es selbst sei, der ihn zum Führer des Volkes beruft, prophezeit ihm die Stimme aus dem Dornbusch, dass das Volk nach dem Auszug ihn, Gott, an eben diesem Berg anbeten würde. Doch Moses ist immer noch nicht überzeugt. Er will von seinem Gegenüber wissen, wie er denn heiße (weil nach einem uraltem Verständnis Identitäten ohne Namensgebung nicht möglich sind; ein Namenloser ist ein Identitätsloser). Doch Gott verweigert seinen Namen und gibt Moses offenbar nur eine mysteriöse Umschreibung seiner selbst: „Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde.“ (Ex. 3,14) Dieser mysteriöse Satz ist in unterschiedlichster Weise übersetzt worden: „Ich bin, der ich bin“, lautete Luthers ursprüngliche Übersetzung. „Ich bin der, als der ich mich erweisen werde“, wäre eine zwar umständliche, aber inhaltlich vermutlich zutreffende Formulierung. Gottes Identität muss sich noch erweisen. Sein Name steht noch nicht fest. Erst durch die Entfaltung der weiteren Geschichte Israels erweist er sich als der Gott Israels. Gott wäre nicht Israels Gott, würde er es nicht aus der Knechtschaft und ins gelobte Land führen. Gott erweist sich auf unserer Wanderschaft durch die Wüste und auf unserem Weg ins gelobte Land als der Gott unseres Weges; oder besser: als der Gott *Seines* Weges. Gott wird der sein, der er sein wird. Gott wird der sein, als der er sich zeigen wird. Wir kennen Gott



nicht im Vorhinein, wir kennen ihn nur als Wegbegleiter. Gott ist der Gott unserer eigenen und seiner Geschichte.

Am brennenden Dornbusch auf dem Berg Horeb offenbart sich Gott und bleibt doch seltsam verhüllt. Vielleicht müsste man hier eher von einer Selbstverhüllung als von einer Selbstoffenbarung sprechen. Gott offenbart sich uns, indem er sich uns entzieht. Sobald wir ihn zu erkennen glauben, ist er auch wieder verschwunden. Gott wirkt im Verborgenen. Nicht vor aller Augen. Gott ist Gott, weil er sich auf mysteriöse und seltsame Weise zeigt, nicht in erwarteter Weise und vorhersagbarer Manier. Gerade weil er ein verborgener, verhüllter Gott ist, bedarf er der gelegentlichen Offenbarung. Wir werden seiner nie endgültig habbar. Gott lässt nicht über sich verfügen. Gott zeigt sich nie ganz, nie in seiner ganzen Fülle, nie unverhüllt, nie in Vollendung. Gott steht nicht in voller Größe da, er herrscht nicht über uns als ein allmächtiger Tyrann auf seinem goldenen Thron sitzend, sondern Gott zeigt sich hier und dort, erweist sich in oft überraschender und oft verborgener Weise, wo wir ihn am wenigsten erwarten. Und dort, wo wir ihn unbedingt dingfest machen wollen, da bleibt er entrückt oder schwebt er davon. Wer Gott ist und wo Gott ist, das wird sich erst noch erweisen, wird sich zeigen. Gottes Werden und Gottes Sein zeigt sich immer im Vollzug unserer Geschichte, sondern oft erst in Nachhinein. „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Gottes Sein ist im Werden.